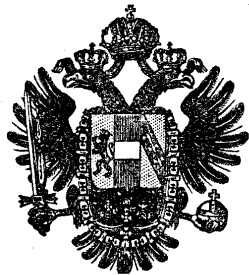


1, 2, 5, 6

Wiener



Zeitung.

Nr. 76.

Sonntag, den 2. April

1905.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Feuilleton.

Karl Schrödinger, ein vergessener österreichischer Dichter.

An der Nordseite der uralten Kirche des deutschen Ordens: St. Kunigund am Leech, in Graz, welche schon Rudolf von Habsburg betreten haben soll, befindet sich neben anderen Gedenksteinen eine Erinnerungstafel aus heimischem Eisen, die eine goldene Leier mit zerrissener Saite und darunter die Inschrift zeigt: „Manibus Caroli Schröckinger, juvenis candida virtute Cyraque inter Styros clari sodales Lycei Graecensis. MDCCCXIX. Viennae obiit annos natus XXI. — Blatt und Samen wird zerstreut — Und die Blüten fallen ab, — Doch sie lächeln bald erneuert — Aus dem grünen Hoffnungsgrab. Schrödinger.“ Diese Tafel, welche die Studiengenossen ihrem jugendlichen Kollegen Schrödinger auf Veranlassung des damals am Grazer Lyzeum wirkenden Historikers Professors Franz Schneller pietätvoll gesetzt haben, erinnert an ein junges Dichtertalent, das berufen gewesen wäre, auf dem Gebiete der Poesie höchst Bedeutendes zu leisten, wenn nicht ein allzu früher Tod in der herrlichsten Blüte der Jahre alle auf dasselbe gesetzten Hoffnungen zunichte gemacht hätte. Karl Schrödinger, am 16. November 1798 zu Graz geboren, erweckte schon von 1807 an im Grazer Gymnasium durch seine in Versen ausgearbeiteten Aufgaben die Aufmerksamkeit der Lehrer und Kollegen, er beschäftigte sich, als er in die sogenannten philosophischen Studien eingetreten war, unter dem erwähnten Professor Schneller mit dem Studium der Geschichte, der alten und neuen Klassiker und der modernen Sprachen, und, kaum 18 Jahre alt, veröffentlichte er in Zeitschriften und Almanachen Gedichte und Erzäh-

lungen, ja verfasste sogar eine Reihe von Dramen, die auf dem Theater zu Graz beifällig aufgenommen wurden. Namentlich die Vorliebe für das Theater bewog den jungen, talentvollen Dichter, die Rechtsstudien, zu denen er sich entschlossen und die er 1817 in Graz begonnen, mit Einwilligung des Vaters in Wien fortzusetzen, wo er eine Zahl vollendeter und, wie erwähnt, sogar schon aufgeführter Werke auf die Bühne der Residenz zu bringen hoffte. Bereits war es ihm gelungen, mit F. Schick, dem Herausgeber der so viele Jahre als hervorragendstes belletristisches Organ Österreichs geltenden „Wiener Zeitschrift“, mit dem Eigentümer der „Theater-Zeitung“ A. Bäuerle, als Mitarbeiter dieser Zeitschriften in Verbindung zu treten und die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise sowie bedeutender Männer auf literarischem Gebiete in Wien, wie Chr. Ruffner, Castelli, Baron (später Graf) von Prokesch-Osten u. a. auf sich zu lenken, als ein Brustleiden den strebsamen Jüngling befiel, dem er am 23. Dezember 1819 erlag. Unter den Freunden, welche dem Sarge des so früh Entschlafenen auf dem Währinger Friedhof folgten, befand sich auch der berühmte Liederkomponist Franz Schubert.

Schrödinger hat, wie erwähnt, eine Zahl von Dramen geschaffen und zahlreiche Gedichte veröffentlicht, welche nebst einigen Erzählungen, die schon zwischen 1817 und 1819 erschienen sind, in den erwähnten Wiener Journalen, in Hornayrs „Archiv für Geschichte“, in den Provinzialzeitschriften: „Hesperus“ (Prag), „Carinthia“ (Klagenfurt) und „Der Aufmerksame“ (Graz) abgedruckt wurden. Namentlich das letztgenannte Blatt seiner Heimat widmete dem jungen Poeten besondere Beachtung. Es hatte schon 1816, als das erste dramatische Gedicht: „Alte Gräfin von Toulouse“, auf der Grazer Bühne (anonym) zur Ausführung gelangt war, das Stück eingehend besprochen, wenn auch wegen des darin hervortretenden Religionsfanatismus scharf angegriffen, aber die schöne und blühende Diktion hervorgehoben. Ähnliche Beachtung fanden auch die später in Graz dargestellten Schau-

spiele: „Gilles, Prinz von Bretagne“ (1817) und „Der Hirtenknabe“ (1819). Vor allem merkwürdig aber ist das Trauerspiel „Der Fluch“, kurz vor des Dichters Tode 1819 auf dem Theater in Graz gegeben, ein Stück, das offenbar der Dichter unter dem Eindrucke von Grillparzers „Anftrau“ verfaßt hat, sogar das Versmaß der vierfüßigen Trochäen ist dabei verwendet. Eine Anhäufung von gräßlichen Szenen und die ganze schreckliche Handlung hindern es nicht, in dem Verfasser dieser „Schicksalstragödie“ ein ganz besonderes Talent walten zu sehen. Alle Dramen Schrödingers behandeln, so weit man dies heute beurteilen kann, mehr oder weniger düstere Stoffe, und es ist begreiflich, daß allen die geringe dramatische Technik des jugendlichen Verfassers anhaftet. Keines der Stücke ist gedruckt, und die Theatermanuskripte dürften zumeist beim großen Brande des Grazer Schauspielhauses im Jahre 1823 vernichtet worden sein. Wenn man aber bedenkt, daß eine Reihe von Dramen eines Autors, von seinem 18. bis zu seinem 21. Jahre, die Feuerprobe der Darstellung durchgemacht und, wie dieser Fall war, das Publikum ergriffen hatte, so dürfte der Beweis erbracht sein, daß man es hier nicht mit einem Durchschnittstalente zu tun hat und daß Reifes und Bedeutendes von diesem zu erwarten gewesen wäre, hätte nicht der frühe Tod des Begabten allem ein Ende gemacht.

Und welche Begabung Schrödinger eigen war, erweisen seine in den erwähnten Zeitschriften abgedruckten Gedichte. Ein Jugendgenosse des Poeten, der selbst als Dichter in Österreich eines so hervorragenden Namens sich erfreuende Karl Gottfried Ritter von Leitner, hatte beabsichtigt, diese Gedichte in einer Auswahl herauszugeben und bereits die Zusammenstellung im Manuskripte fertiggestellt. Leitner ist es auch, der in seinem ungedruckten, viele Jahrzehnte später abgefaßten Vorbericht zu der projektierten Ausgabe uns das Portrait des jugendlichen Poeten, da er noch in Graz studierte, entwirft: „Vor Jahren konnte man in den Straßen von Graz einen schlanken jungen Mann be-

merken, welcher, den etwas aus der Stirn gerückten Hut auf eine Fülle bräunlich-blonder Locken gestülpt und in der rechten Hand einen knotigen Studentenstock führend, mit leichtem, den Körper leicht wiegendem Gange einhererschleuderte und dabei, während ein stilles Lächeln um die feinen, sanft geschwellten Lippen schwebte, mit den hellblauen Augen sinnig vor sich hinsah. Auch die Leute, welche an ihm vorübergingen, wendeten ihm die Blicke mit freundlichem Wohlwollen zu und nicht selten auch nach, und mancher, dem etwa ein Bekannter zur Seite schritt, flüsterte diesem halblaut zu: Das ist der junge Dichter Karl Schrödinger.

Da Schrödingers Dichtungen, wie erwähnt, zerstreut gedruckt, in der handschriftlichen Auswahl aber sogar die besten derselben gesammelt vorliegen, ist es leicht, über die poetische Anlage des Jünglings sich ein Urteil zu bilden. Dieses Urteil kann aber nur ein günstiges sein. Selbstverständlich muß hierbei vieles Unreife und etwa in der Form noch nicht Vollkommene der Jugend des Verfassers zugute gehalten werden. Vor allem ist zu beobachten, daß der Dichter in seinen Versen die eifrige Lektüre Schillers und etwa Körners verrät, daß er allerdings in Liedern neben edlen Gedanken meist wehmütige düstere Stimmung zeigt, daß er aber kraftvoll und volltönig die Ballade und Romanze beherrscht, auch hierin seinem großen Vorbilde Schiller oft sogar in der Wahl des Vermaßes folgend, dabei aber heimische geschichtliche Stoffe bevorzugend. Was die eigentlichen lyrischen Stücke betrifft, so geht der Dichter übrigens auch seinen eigenen Weg. So besingt er den „Blumenstrauß“:

Es ist ein Ding doch wunderhoh
Um einen Blumenstrauß,
Er schmückt den Hochzeitsring von Gold,
Er folgt ins Grab hinaus!

Und der Poet schildert anmutig die Bedeutung des Straußes, der bei der Taufe des Kindes, beim Abschied des Galiebten, dem das Mädchen mit den Blumen den Hut schmückt, beim Gange zum Traualtar und sogar beim letzten Gange des Verbrechers

als Tröster seine Rolle spielt. In sinniger Weise preist der Dichter im „Frauenlob“ die Mädchen und die Frauen:

Oft üben sie mit stiller Kraft,
Was keines Mannes Trost erschafft.

Er weist die Wirkung der Frauenmilde auf das rauhere Gemüt des Mannes, das stille Warten des weiblichen Wesens am Krankenbette. In dem Gedichte: „Die Träume“ (welchem die Strophe auf Schrödingers erwähneter Gedentafel entnommen ist), ruft der Dichter aus:

Klage nicht um deinen Frieden,
Ach, der blühet anderswo,
Und es wird das Herz hienieden
Nur auf Augenblicke froh!

Klage nicht, wenn du begraben,
Die die Seele nie vergißt,
Denn du wirst sie wieder haben
Über eine kurze Frist!

Und die Ermahnung an den Menschen, um nichts zu klagen, was er sich vergebens geträumt, schließt er mit dem ernststen Zurufe:

Für der Menschheit Glück zu walten,
Großes tun im kleinen Raum,
Ist dir immer aufzubehalten —
Und das ist der schönste Traum.

Wie weisevoll begeistert der Poet dramatischer Kunst gegenübersteht, erweist eine Zahl von Sonetten an die berühmte Tragödin Sophie Schröder in ihren Hauptrollen, namentlich auch als Medea und Sappho, erste Betrachtungen drängen sich ihm auf in den heimischen Ruinen von Pfannberg und Rabenstein, „wo längst erlosch der alte Herrenstamm“, und in rührender Weise singt er „Das Lied vom Herzen“. Überall fast macht sich seine elegische Stimmung geltend, so auch in den Gedichten: „Die Träne“, „Erfahrung“ („Vom Glauben an die schöne Welt verlassen — Trüch umher auf freudlosen Straßen“), „Die Wanderung der Kunst“. Patriotisch kräftige Töne schlägt der Begeisterte an in „Körners Schatten“, und wohl auf die unmittelbare Einwirkung Schillers zurückzuführen ist

das Gedicht: „Freude und Schmerz“ mit der schönen Schlusstrophe:

D'rum halte vereint sie in frommer Brust,
Den Schmerz verkläre zum Glauben,
In Liebe verschmelze die irdische Lust;
Was können denn Stürme dir rauben?
Was ihnen weicht, ist der flüchtige Schein,
Das Heilige, Wahre in dir bleibt dein!

Bei dem Ausdruck so ernster Betrachtung und Ermahnung in seinen Versen ist kein Wunder, daß der Dichter sich selten dem heiteren Liebesgedichte zuwendet, wie man es bei seiner Jugend erwarten sollte. Nur zwei Lieder: „Mein Mädchen“ und „Ihr Busentuch“ sind etwa zu dieser Gattung zu zählen. Dafür macht die umfangreiche, tiefere poetische Epistel: „Die Geschichte“, welche an Professor Schneller gerichtet erscheint, einen bedeutenden Eindruck durch philosophisch-historische Betrachtungen.

Ist damit ein, wenn auch nur knapper Überblick des Lyrikers Schrödinger geboten, so sei nun auch seiner epischen Dichtungen im Gewande der Ballade oder Romanze gedacht. Schon der Umstand, daß sich der Dichter im Alter von kaum 18 Jahren dieser Art erzählender Dichtung zugewendet, die auf festerer Grundlage aufgebaut sein muß als das gewöhnliche lyrische Stimmungsbild, ist für das hervortretende Talent bemerkenswert. So hat er in „Szápárys Heldenrahe“ ein Bild aus dem heimischen Kampfe gegen die Türken gezeichnet, das nicht nur wegen des edlen Motivs, welches sich der Poet gewählt, sondern auch wegen der lebendigen Schilderung des Kampflebens und der weiteren Vorgänge großer Beachtung wert ist und heute noch jeder Sammlung poetischer Erzählungen zur Zierde gereichen würde. Der Held Szápáry wird von den Türken gefangen, vom Pascha als Sklave behandelt u. schließlich kommt der Pascha selbst in die Hände der siegenden Christen und dem befreiten Szápáry wird überlassen, dessen Los zu bestimmen. Der edle Held will dem Todfeinde die Freiheit schenken, dieser aber hat, solches nicht vorhersehend, schon Gift genommen.

Die zweite Strophe des Gedichtes möge eine Probe der kräftigen Diktion geben: Szápáry stürmt mit den Seinen in den Heereshaufen der Türken und hofft, zu siegen:

Doch wie ein brandend allmächtig Meer,
Mit Reitersmacht und mit Speßen,
Die Feinde schlingen sich um ihn her,
Ihm jeglichen Weg zu verschließen.
Er schwankt auf dem Gaul voll Schweiß und Blut,
Entrastet ist die Fierbe dem stattlichen Gut —
Da stürzt er mit klaffenden Wunden
Und jubelnd wird er gebunden.

Eine Ballade, „Des Knappen Fahrt“, gemahnt an Bürgers „Lenore“, nur ist es hier des Mädchens Gespenst, das den reitenden Knappen auf dem Rosse zum Friedhofe führt. Das Märchen „Weibertreue“, in welchem der König ein strahlendes Kleinod für jene Dame ausbietet, die nie „in Gedanken und Tat die heilige Treue verleget hat“ und — keine findet, weist uns wieder lebensige und prächtige Bilder, z. B.:

Was zieht durch die Gassen so dicht gescharrt,
Wie Hochzeitsteute zum Tanze gepaart?
Die Ritter, die Herren in Stahl und Sammt,
Von köstlichen Edelsteinen umlammt,
Und all die Dirnen sind und die Frauen
In glühendem Glanz und Frunt zu schauen.

Mehr oder weniger sind es geschichtliche Stoffe, welche sich Schröckinger für seine Romanzen zum Vorwurfe wählt, so z. B. in dem Stücke: „Der Ring von Savoyen“, welcher eine Begebenheit aus der Belagerung Berns durch den Grafenbund schildert und die Liebe des Savoyer Grafen zur Berner Schultheißens-Tochter. Der Graf ist bereits vermählt, und sein wertvoller Ring, den er der Maid zuwirst, verbleibt ihr, aber der Kämpfende fällt in der folgenden Schlacht, und das Mädchen bringt den Ring zu seiner Bahre, an der die Gräfin gramgebeugt steht, und funkelt entseelt dabei nieder. „Die Ahnenprobe“ erzählt von dem Ritter, der vor der Königin von England seine nicht anerkannte Ahnenprobe dadurch besteht, daß er den hervorstürzenden, alle Anwesenden bedräuenden Löwen bezwingt

und dadurch sein „adelig Blut“ erweist. In der Romanze: „Die Harfe“ wählt der junge Ritter unter den ihm vom Vater zur Wahl ausgesetzten drei Gaben zuerst die Harfe, sodann das Buch und zuletzt das Schwert, kehrt aber im Alter doch zur Harfe zurück, zu ihr, „die oft im Spiel der Saiten wunderbar ihm Tröstung gab“, und die Harfe geleitet ihn fortan bis zum Tode. Ein schönes Bild edler Verzeihens bietet auch das Gedicht „Herzog Albrecht“, welches von dem Priester erzählt, der den Herzog einen Sterbenden aufzusuchen bittet, welcher nach dem edlen Herrn begehrt. Dieser Sterbende, den Herzog Albrecht besucht, erweist sich aber als jener Ritter, welcher des Herzogs Vater getötet, und nach dieser Kunde zieht Albrecht sein Schwert gegen den dem Tode Geweihten, der Priester aber mit dem Kreuze hält ihn auf:

Im Namen des Heralandes haltet!
D schaut empor zu dem herrlichen Ahn,
Nicht also hätte Rudolphus getan,
Und denkt an den Richter da oben,
Zu dem er den Blick erhoben.

Des Herzogs edler Sinn verzeiht dem sterbenden Manne, welchen bald darauf der Tod „teuflicher Pein und Not“ entrückt.

Man ersieht aus mehreren der angeführten Dichtungen, daß der Dichter gern historische Vorwürfe aus der Vergangenheit Österreichs behandelt. Aber auch die Sage und die Geschichte seiner engeren Heimat Steiermark ist es, welche ihm manchen Stoff für seine poetische Erzählung liefert. So hat er in: „Die Reichenburger“ jene steirische Sage bearbeitet, die von den beiden feindlichen Brüdern erzählt, deren einer, im Schlosse oben hausend, den unten vorüberziehenden zu Tode trifft, um das Mädchen zu gewinnen, das den nun Ermordeten liebt. Aber ein furchtbares Gewitter bricht los und der Bruder ist über seine Tat so erschüttert, daß er sich selbst das Schwert in die Brust stößt.

Soch, wo der Reichenburg Turme steh'n,
In der einsamen Schauerapelle

Sind noch die Schädel der Brüber zu seh'n,
Die ab von einander das Antlitz dreh'n
Auf traurig umflüsterter Stelle.

Ein mehr heiteres Bild führt die Sage vom „Sack“ vor, welche den Kampf der beiden Ritter um die Tochter des Kaisers Mar, Helene, erzählt, ein Kampf, der aber dadurch entschieden werden sollte, daß der eine den andern, ohne zu Waffen zu führen, in einen Sack stecken sollte, was schließlich dem steirischen Ritter-Krauber gelang, welchem dadurch die Kaiserstochter als Braut zuteil wurde:

Die Mähr vom Sack geht von Mund zu Mund
Noch heute in Österreichs Gauen,
Des Ritters Bildnis noch bis zur Stund'
Im Steierland ist zu schauen.

In der Tat besteht das Bildnis jenes Ritters aus dem Geschlechte deren von Krauber heute noch und befindet sich unter den historisch merkwürdigen Gemälden des Grazer Museums, und noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts trug ein Gebäude der Stadt den Namen des „Krauberhofes“, an die längst ausgestorbene Adelsfamilie gemahnend.

Die vorstehenden Andeutungen über die poetische Tätigkeit Schröckingers dürften genügen, um die ungewöhnliche Beanlagung eines jugendlichen Talentes zu bekunden, dem es das Geschick nicht beschieden hatte, volle Reife zu erlangen und Hochbedeutendes zu schaffen. Was von ihm erhalten geblieben, läßt dies tief beklagen, und wenn die Auswahl der Gedichte, von welcher oben die Rede war, gedruckt würde, wäre sie heute noch am Platze, schon im psychologischen Interesse, mehr noch im literargeschichtlichen, wie Goethe in seinem „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung“, 3. Bd. (1881) bemerkt, welcher daselbst dem steirischen Poeten ebenfalls ungewöhnliche Aufmerksamkeit zuteil werden ließ.

Anton Schöffar.